

DENK-FABRIK

Letzte Chance: neue Strategie

Zurzeit ist viel von einem Strategiewechsel des Westens in Afghanistan die Rede: Man will mehr in den zivilen Aufbau des Landes investieren und dem die militärische Komponente der Talibanbekämpfung unterordnen. Dieser Strategiewechsel, auf den einige Verbündete der USA seit langem gewartet haben, ist durch zwei Vorgänge beschleunigt worden: den Amtswechsel von Bush zu Obama in den USA und die Berichte über eine dramatische Verschlechterung der Lage am Hindukusch. Nachdem der neue amerikanische Präsident Afghanistan zum Schwerpunkt seiner Politik im Mittleren Osten erklärt hatte, war klar, dass ein Strategiewechsel in Afghanistan fällig war.

Die große Bedeutung Afghanistans für die Weltmacht USA resultiert aus zwei Faktoren – einem symbolischen und einem geostrategischen. In Afghanistan hat nicht nur das britische Empire bittere Niederlagen erlitten, sondern dort ist auch die Sowjetunion gescheitert; der Verlust an Kraft und Ansehen in Afghanistan hat wesentlich zu ihrem Zusammenbruch beigetragen. Die Region ist inzwischen

HERFRIED MÜNKLER

Professor an der Humboldt-Universität Berlin, schreibt über Politik und Geschichte



zum „Grab der Imperien“ erklärt worden. Würden die USA hier scheitern, so würde dies ihre Stellung als Garant der internationalen Ordnung stärker infrage stellen als der Aufstieg Chinas. Zunächst aber hätte es die Folge, dass Pakistan in den afghanischen Strudel hineingerissen würde. Dieses Szenario erklärt, warum Russland zuletzt ein deutliches Interesse am Erfolg des Westens am Hindukusch bekundet hat – einschließlich Hilfestellung für die Nato-Logistik in Afghanistan.

Aber wie kann ein solcher Strategiewechsel aussehen? Auf der einen Seite steht ein Konzept, das den Gegner mit Luftschlägen und Bodenoperationen militärisch zu schwächen und so seine Aktionsfähigkeit einzuschränken versucht. Der Vorteil dieses Konzepts besteht darin, dass man die eigene Überlegenheit, zumal die der Luftwaffe, ausspielen kann. Der Nachteil ist, dass die „Kollateralschäden“ überhandnehmen und angesichts der vielen zivilen Opfer der Hass auf die fremden Truppen wächst. Dem steht ein Konzept gegenüber, für das der britische Feldmarschall Gerald Templar die Formel „Winning Hearts and Minds“ geprägt hat: der Aufbau einer korruptionsresistenten Verwaltung, einschließlich Armee und Polizei, und einer regulären Ökonomie, die an die Stelle von Mohanbau und Drogenhandel tritt. Bei dem hat sich Deutschland bislang nicht sonderlich hervorgetan. Vor allem vor dem Umbau der Ökonomie ist man zurückgeschreckt. Wenn damit jetzt ernst gemacht werden soll, werden die Belastungen deutlich steigen.

Eher Hassan als Hermann

Die Vornamen der Kinder von Einwanderern sind ein Indiz für deren Integration, zeigt eine soziologische Studie

Ferdinand Knauss | DÜSSELDORF

Vom Vornamen eines Menschen kann man nicht nur aufs Geschlecht schließen, sondern auch auf dessen nationale und kulturelle Zugehörigkeit. Die Soziologen Jürgen Gerhards und Silke Hans von der Freien Universität Berlin haben untersucht, wie durch die Namensgebung Einwanderer die gewünschte ethnische Zugehörigkeit ihrer Kinder signalisieren.

Dabei stellten sie große Unterschiede zwischen den Einwanderern verschiedener Herkunftsländer fest. Insgesamt geben nur 36 Prozent der Einwanderer ihren Kindern Namen, die auch unter Deutschen üblich sind oder zumindest verwandte Versionen (zum Beispiel Paulo und Paul). Unter den romanischen Einwanderern (Portugiesen, Spanier, Italiener) sind es 65 Prozent, unter denen aus dem ehemaligen Jugoslawien 57 Prozent, aber nur zehn Prozent der türkischstämmigen Eltern geben ihren Kindern Namen, die auch in Deutschland üblich sind – sei es auch in ähnlicher Form.

Bildung beeinflusst Namenswahl

Die Namenswahl der Eltern, so die Autoren, „hängt entscheidend davon ab, in welchem Ausmaß sie selbst in die deutsche Gesellschaft integriert sind“. Wer mit Deutschen befreundet und nicht nur mit anderen Einwanderern derselben Herkunft vernetzt sei, neige deutlich stärker dazu, seinem Kind einen deutschen Vornamen zu geben. Auch der gesellschaftliche Status beeinflusse die Namenswahl von hier lebenden Ausländern: „Eltern, die ein hohes Bildungsniveau erreicht haben, bevorzugen für ihre Kinder eher einen in Deutschland typischen Namen als bildungsferne Eltern.“ Eingewanderte, die die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten haben, übernehmen



Gelungene Integration: Ex-Bayern-Fußballer Mehmet Scholl, geboren als Mehmet Yüksel, gab seinen drei Kindern deutsche Namen: Lucas-Julian und die Töchter Polli und Josefine.

auch in der Namensvergabe eher deutsche Gewohnheiten als diejenigen, die ihre bisherige Nationalität beibehalten.

Die Studie bestätigt andere Erhebungen der jüngsten Zeit, die türkischen Einwanderern und auch deren Nachkommen in der dritten Generation eine vergleichsweise schlechte Integration in die deutsche Gesellschaft bescheinigen. Daran ändert auch der beschwichtigende Einwand von Gerhards und Hans gegen ihre eigene Studie nichts: Europäischen Einwanderern falle es schließlich leichter, einen Namen zu wählen, der in Deutschland und im Herkunftsland in gleicher oder ähnlicher Schreibweise verbreitet sei. Ein Italiener, der seinen Sohn Marco nennt, entfremdet ihn dadurch weder seiner italienischen Herkunft noch seiner deutschen Umwelt. Türken dagegen, die ihrem Kind einen deutschen Namen geben wollen, „haben eine relativ harte Schwelle zu überwinden“, schreiben Gerhards und Hans, weil für sie ein deutscher Name phonetisch fremd erscheine. Stelle man diese kulturelle Begrenzung in Rechnung, dann sei es doch beachtlich, dass immerhin knapp zehn Prozent der türkischen Einwanderer ihren Kindern Namen geben, die nicht eindeutig türkisch konnotiert sind.

Diskriminiert aufgrund des Namens

Diese Relativierung der Integrationsbemühung nach der Fremdheit der Herkunftskultur ist allerdings fragwürdig. Letztlich kann eine Einwanderungsgesellschaft für alle Einwanderer nur einen gemeinsamen Maßstab für die Integration akzeptieren. Außerdem wird das Argument der „harten Schwelle“ für Türken auch durch andere Einwanderergruppen entschärft. Wie die Autoren selbst erwähnen, ist gerade unter ostasiatischen Einwanderern in Nordamerika, die sprachlich und kulturell besonders „weit“ von der englischsprachigen Aufnahmegesellschaft entfernt sind, der Hang deutlich stärker verbreitet, ihren Kindern englische Vornamen zu geben, was auch zu deren vergleichsweise guter Integration in den USA und Kanada beitrage. Stanley Lieberman konnte das im Jahre 2000 in seiner Studie „A Matter of Taste. How Names, Fashions and Culture Change“ nachweisen.

Dass Namen vor Diskriminierungen schützen können, bewies kürzlich die Berliner Soziologin Emsal Kiliç in einer Studie. Für Menschen mit türkischen Namen ist es demnach schwerer, eine Wohnung in einem gehobenen Viertel zu mieten, als für Personen mit deutschen Namen.

Nicht wesentlich in die Überlegung miteinbezogen haben Gerhards und Hans die Namensgebungsgewohnheiten der Deutschen selbst. Die strikt türkisch-muslimische Namenswahl der Türken ist nämlich umso auffälliger, wenn man sie mit derjenigen deutscher Eltern kontrastiert, die laut einschlägiger Ranglisten (zum Beispiel www.beliebte-vornamen.de) eine Vorliebe für internationale Namen haben.

Der Wille der Deutschen zur Globalisierung, so könnte man schließen, manifestiert sich auch in den Namen. Eltern nennen ihr Kind Sascha oder Milena, ohne eine Beziehung zu slawischen Sprachen zu haben, kaum Englisch und Französisch beherrschende Menschen nennen ihre Kinder Marvin und Jacqueline. Noch erstaunlicher ist, dass besonders viele biblische Vornamen in der Rangliste der deutschen Lieblingsnamen stehen. Obwohl die Bibelfestigkeit der Deutschen sicherlich in den vergangenen Jahrzehnten deutlich abgenommen hat, nennen sie ihre Kinder Hannah, Lea oder Sarah und Lukas, Jonas oder Elias.

Für türkische Eltern ist es angesichts des traditionsvergessenen Wirrwarrs der Namensmode schwierig, einen typisch „deutschen“ Namen zu finden. Mit einem traditionellen Namen wie Herrmann oder Gustav – und vor allem Ferdinand – fällt man hierzulande in der jüngeren Generation dank dieser Globalisierungswut genauso aus dem Rahmen wie mit Hassan oder Ahmed.

UNSERE THEMEN
MO ÖKONOMIE
DI ESSAY
MI GEISTESWISSENSCHAFTEN
DO NATURWISSENSCHAFTEN
FR LITERATUR

Gestikulierende Kinder entwickeln größeren Wortschatz

Kinder aus bessergestellten Familien haben tendenziell mehr Körperzeichen auf Lager – und bilden später ein reicheres Vokabular aus

DÜSSELDORF. Nicht nur der Wortschatz von Kleinkindern lässt Prognosen auf den späteren Schulerfolg zu. Schon in der Gestik im Kleinstkindalter von etwa 14 Monaten ist angelegt, wie weit ein Kind sprachlich entwickelt sein wird, wenn es in den Kindergarten und die Vorschule kommt. Und schon in der Reichhaltigkeit oder Dürtigkeit der Gestik von 14 Monate alten Kindern macht sich der sozialökonomische Status der Eltern bemerkbar – das zeigt jetzt ein amerikanisches Forscherteam im Wissenschaftsmagazin „Science“.

„Wortschatz ist ein Schlüsselfaktor beim Schulerfolg und ist der Hauptgrund, warum Kinder aus einkommensschwachen Familien ein größeres Risiko tragen als privilegierte Kin-

der, in der Schule zu scheitern“, erklärt Susan Goldin-Meadow von der University of Chicago.

Bisher nahm man allerdings an, dass Kinder vor allem dann einen größeren Wortschatz entwickeln, wenn ihre Eltern viel mit ihnen sprechen und ein komplexes Vokabular nutzen. Jetzt haben Goldin-Meadow und ihre Kollegin Meredith Rowe erstmals die Rolle der Gestik und deren Verbindung zum Wortschatz und zum sozialökonomischen Status untersucht.

Fünzig Familien aus der Region Chicago hatte das Team ausgesucht, um ihre Kinder im Alter von 14 Monaten per Video zu beobachten. Die ausgewählten Familien gehörten ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten an.

Die Ergebnisse der jeweils 90-minütigen Beobachtungssitzungen waren verblüffend: Die Kleinstkinder aus Familien mit hoher Formalbildung benutzten Gesten mit durchschnittlich 24 verschiedenen Bedeutungen. Kinder aus bildungsfernen und einkommensschwachen Familien hatten nur Gesten für 13 verschiedene Bedeutungen.

Als die Forscherinnen die Kinder später im Kindergarten beobachteten, zeigte sich, dass jene, die mit 14 Monaten intensiv gestikuliert hatten, im Durchschnitt einen passiven Wortschatz von 117 Wörtern besaßen. Kinder, die früher wenig gestikuliert hatten, verstanden im Kindergartenalter hingegen nur 93 Wörter.

„Es ist frappierend, dass im An-

fangsstadium des Spracherwerbs, wenn sozioökonomische Unterschiede noch keine Rolle spielen, sich doch schon sozioökonomische Unterschiede in der Gestik bemerkbar machen“, erklärt Meredith Rowe von der University of Chicago.

Das Deuten auf Gegenstände ist ein typisches Verhalten von kleinen Kindern; die Reaktion der Eltern besteht in der Regel darin, das gezeigte Objekt zu ernennen. Zeigt das Kind auf einen Hund, sagen die Eltern: „Das ist ein Hund.“ So lernt das Kind nach und nach, Dingen die passenden Wörter zuzuordnen.

Die Forscherinnen ermutigen Eltern deshalb, auf die Gesten ihrer Kinder einzugehen, sie auch zu nutzen und für das Gezeigte das Wort zu nen-

nen. Für das Kind wird sich dies positiv auf seine sprachliche Entwicklung und – damit verbunden – auf seinen Schulerfolg auswirken.

Kinder lernen im Prinzip schon im Mutterleib sprechen – zumindest wird dort bereits der Grundstein für den Spracherwerb gelegt. Schon vor der Geburt kann ein Baby hören. Kaum ist es auf der Welt, beginnt es zu kommunizieren, zunächst hauptsächlich durch Schreien. Später macht es Geräusche wie „aahh“ und „oooh“, es lächelt oder verzieht das Gesicht und fängt irgendwann an zu brabbeln. Auf diese Weise trainiert es seinen Stimmapparat.

Zu diesen „Trockenübungen“ gesellen sich dann die typischen Zeigegesten. Das Gebrabbel wird immer mehr

von echten Wortsilben abgelöst. Nach und nach werden daraus einfache Wörter wie „Mama“ und „Papa“ – das geschieht oft um den 12. Lebensmonat herum.

Durch Zeigen, Zuhören und Nachahmen legt das Kind sich in den folgenden Monaten dann einen aktiven und passiven Wortschatz zu: Mit 18 Monaten können Kinder durchschnittlich 50 Wörter sprechen, aber schon 200 bis 300 Wörter verstehen.

In der weiteren Sprachentwicklung spielen dann Fehler eine große Rolle: Durch die Bildung falscher Wort- oder Satzformen lernt es, die Grammatikregeln seiner Muttersprache zu verstehen. Mit etwa sieben Jahren gilt der Spracherwerb als abgeschlossen. *wsa/tiw*



MARGA – Das General Management Planspiel

MARGA Fernplanspiel

- Unternehmenssimulation für Nachwuchsführungskräfte und Potenzialträger.
- Leitung eines virtuellen Unternehmens mit allen Bereichen und Funktionen.
- Aktuelle Management-Instrumente trainieren und betriebswirtschaftliche Zusammenhänge vertiefen.
- Team-Training im Wettbewerb mit anderen Unternehmen.
- Zwei Versionen: MARGA Industry und MARGA Service.
- Seit 37 Jahren eine Initiative mit ESMT European School of Management and Technology und Verlagsgruppe Handelsblatt

Anmeldeschluss: 31. März 2009.

MARGA Kompakt Seminar

- MARGA kompakt in drei intensiven Seminartagen.
- Management-Themen im Diskussionsvortrag und die praktische Umsetzung im Unternehmensplanspiel wechseln sich ab.
- Für einzelne Nachwuchskräfte und für Teams, die nur drei Tage investieren können.

Termin Seminar Deutsch: 4. - 6. Mai 2009.
Termin Seminar Englisch: 11. - 13. Mai 2009.

MARGA Inhouse

- Individuelle Planspiel-Präsenzseminare, Wettbewerbe, Incentives, Hochschul-Marketing.
- Integration in bestehende Weiterbildungsprogramme.

Ihre Ansprechpartner



Dr. K. Christoph Heinen



Vivian Hemmersbach



Andreas E. Nill

learn to win.

MARGA Business Simulations
www.marga.de
info@marga.de
 Tel.: +49 2235 406264